

Kleine Beiträge.

Eine Gußform der Urnenfelderzeit.

Ende Juni 1937 wurde bei Preist, Kr. Bitburg, eine Gußform der Urnenfelderzeit gefunden, die der Finder, Lehrer Plümpe aus Preist, dankenswerterweise dem Landesmuseum überließ. Die Fundstelle befindet sich an einem sanft abfallenden Nordwesthang, der sich zu dem zwischen Preist und Orenhofen fließenden und bei Auw in die Kyll mündenden Schaalbach hinzieht¹. Die Flur „auf dem Schlüssel“ liegt etwa 200 m südöstlich des dicht bei Preist gelegenen Walddistrikts „Friedbüsch“².

Die Gußform (Abb. 1 und 3) ist für einen Oberflächenfund ausgezeichnet erhalten. Als Steinmaterial ist sehr feinkörniger, rötlicher Diabas³ verwandt worden, der, da in der Nähe der Fundstelle nur Buntsandstein und Muschelkalk ansteht, als Rohmaterial eingeführt sein dürfte. Das plattig gebildete Diabasstück hat einen Durchmesser von 20,5 zu 18,5 cm und eine Dicke von 5 cm. Es ist deutlich zurechtgeschlagen, um eine handliche Form zu erhalten. Drei Ränder zeigen noch grobe Überarbeitungen, nur der untere Rand weist eine Bruchkante mit kleinen Aussplitterungen auf. Wesentliche Beschädigungen sind dabei indes nicht erfolgt. Die beiden Seiten der Diabasplatte sind verschieden behandelt. Die — im folgenden als Oberseite bezeichnete — Fläche ist vorzüglich überschleift und weist noch heute, von einigen Kratzspuren abgesehen, eine richtige Politur auf. Von der Unterseite dagegen ist lediglich der mittlere Teil grob überarbeitet, gegen die Ränder hin liegt die natürliche Steinrinde offen. Auf der Unterseite finden sich zudem mehrere anscheinend vom Pflug herführende Kratzer, die teilweise über die Gußformen hinweglaufen.

Im ganzen sind vier Gußformen auf der Diabasplatte angebracht, von denen sich zwei auf der Oberseite, zwei auf der Unterseite befinden. Am meisten Interesse beanspruchen die Formen auf der Oberseite (Abb. 1). Das Hauptstück ist eine sauber eingeschnittene und vorzüglich ausgearbeitete Knopfsichel von kräftig gebogener Form. Von dem (auf der Abb. 1 im Schatten liegenden) Knopf in der linken Ecke des Griffendes gehen zwei Verstärkungsrippen aus, die das Sichelblatt auf ihrer ganzen Länge begleiten und sich erst kurz vor der Spitze vereinigen. Von diesen Rippen ist die äußere besonders kräftig gebildet, während die innere nur als feiner Grat ausgeprägt ist (Abb. 2). In der rechten unteren Ecke des Griffendes befinden sich drei ungleich parallel laufende Querrippen (Abb. 1), die, wie H. Schmidt überzeugend dargelegt hat⁴, nicht Fabrik- oder Gußmarken, sondern viel eher Verstärkungsrippen gewesen sein müssen, die, im Verein mit dem Knopf, in den Holzgriff eingebettet waren und so ein Herausrutschen des Griffes verhindern halfen.

Die Sichelgußform hat zwei Eingußstellen. Der offensichtliche Haupteinguß befindet sich am Griffende der Sichel. Er ist, im Gegensatz zur Sichelform, ziemlich grob ausgearbeitet, auch ist er durch die eingangs erwähnten Aussplitterungen am unteren Rande des Gußstücks etwas in Mitleidenschaft gezogen. Seiner Form nach ist er konisch, seine Mündung ist trompetenartig verbreitert. Wesentlich anders ist der zweite Eingußkanal, der an der Stelle der größten Biegung, also ziemlich genau in der Mitte des Sichelrückens angebracht ist. Auch er ist konisch gebildet, wenngleich seine

¹ Man vergleiche zur Lage die bei J. Steinhausen, Ortskunde I Taf. 21, 2 abgebildete Geländeansicht.

² MTBL. Bitburg 3428 4,4 cm von unten, 7,1 cm von rechts.

³ Die mineralogische Bestimmung wird Herrn Dr. F. Schmitt vom Mineralogisch-Petrographischen Institut der Universität Bonn, Abteilung: Zentralstelle für petrographische Vor- und Frühgeschichtsforschung, verdankt.

⁴ Zs. f. Ethnol. 36, 1904, 416ff.

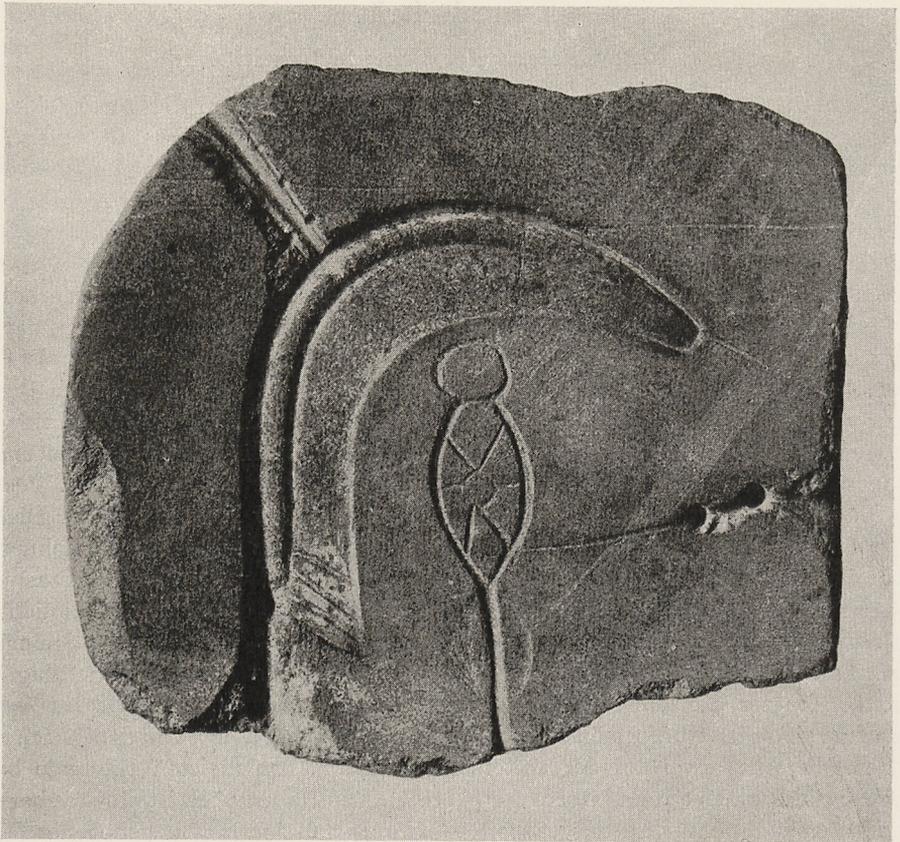


Abb. 1. Urnenfelderzeitliche Gußform aus Preist (Oberseite). 1:2.

Mündung nicht besonders verbreitert ist. Auffallend dagegen ist die kehlenartige Ausarbeitung des Gußkanals, die zur Bildung von drei Rinnen und zwar einer tiefen mittleren und zwei schmälern seitlichen geführt hat. In den seitlichen Rinnen befinden sich zudem kleine Ausbohrungen, im ganzen sechs Stück, die genau auf Achse stehen, deren praktischer Zweck jedoch nur schwer zu ergründen ist (Abb. 1 und 2). Dieser zweite Einguß ist sicher nachträglich angebracht, d. h. er ist zu einem Zeitpunkt entstanden, als die Sichelform schon fertig ausgearbeitet und in Betrieb genommen war. Diese Vermutung stützt sich auf folgende Beobachtungen: Es scheint Regel zu sein, daß sich bei Knopfsicheln der Eingußkanal stets am Griffende befindet. Wenigstens gewinnt man diesen Eindruck bei einer Durchsicht des — im übrigen nicht allzu zahlreichen — Materiales⁵. Umgekehrt scheint bei Lochsicheln der Einguß etwa in der Mitte des Sichelrückens zu liegen, also an derselben Stelle wie der erwähnte zweite Gußkanal bei der Preister Form⁶. Daß es sich bei diesem, mit erstaunlicher Regelmäßigkeit wiederkehrenden Schema nicht etwa um einen Zufall, sondern viel-

⁵ Z. B. Waldsiedersdorf (Ebert, RL. II Taf. 74, c); Liebenwalde, Kr. Niederbarnim (Zs. f. Ethnol. 32, 1900, 540 Abb. 6); Kuttien, Kr. Bitterfeld (Mannus Erg.-Bd. 6, 115 Abb. 3, c); Mus. Wien J. Hampel, *Altertümer der Bronzezeit in Ungarn* [1887] Taf. 2, 4); Aszod, Ungarn (J. Hampel a. a. O. Taf. 5, 4); Müncheberg, Brandenburg (Phot. Alb. d. Berliner Ausstellung [1880] Sekt. 4 Taf. 11, 11); Buckow, Kr. Lebus (AnzfdV. 14, 1867, 33).

⁶ Z. B. Freghera, Prov. Como (O. Montelius, *Civ. prim. en Italie B*, 29, 12); Mörigen (J. Heierli, *Urgesch. d. Schweiz* 225 Abb. 211); Riedrode bei Lorsch (Der Wormsgau 2, 1936, 96).

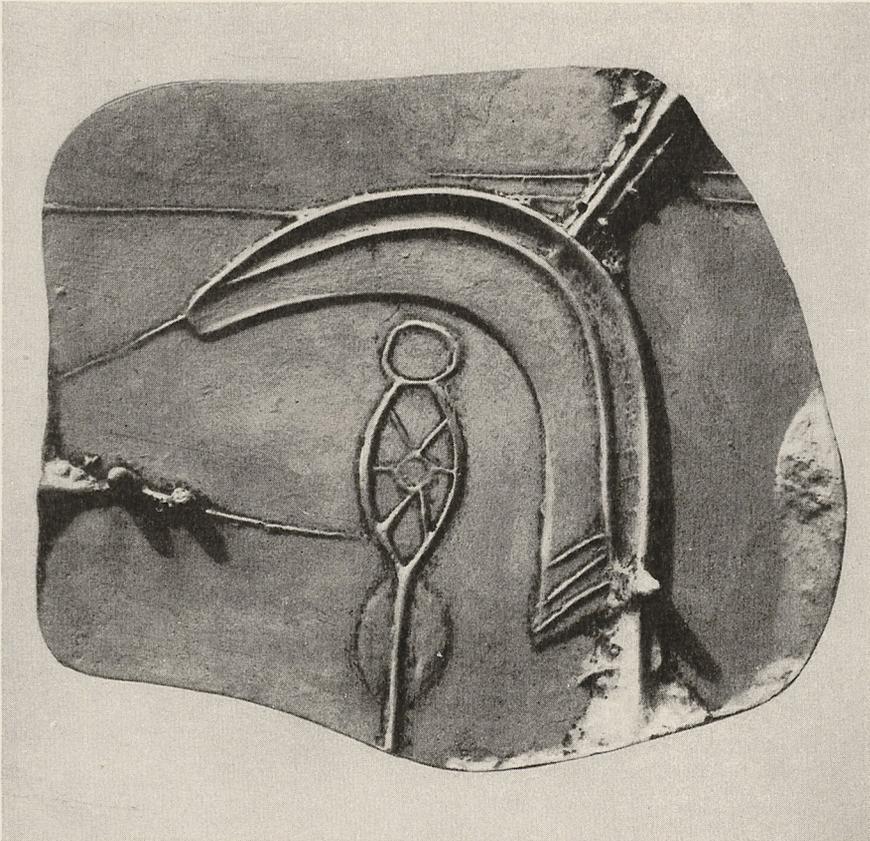


Abb. 2. Gips-Ausguß der Form.

mehr offensichtlich um gußtechnische Überlegungen handelt, scheint deutlich zu sein. Wie schon angedeutet wurde, sind aus der Sichelform tatsächlich auch Ausgüsse hergestellt worden. Dafür spricht eine bläulich-graue teilweise mit bräunlichen Flecken durchsetzte Brandpatina, die sowohl die Sichelform, wie den Eingußkanal (1) ganz einheitlich überzieht. Der Einguß des flüssigen Metalls ist also in der Tat durch den bei Knopfsicheln üblichen, am Griffende befindlichen Gußkanal erfolgt. Demgegenüber weist der zweite Gußkanal keinerlei Brandpatina auf, er ist anscheinend überhaupt nicht benutzt worden. Endlich spricht auch die Art der Anbringung dieses Gußkanals (2) für seine zeitlich spätere Entstehung. Besonders auf dem Gipsausguß (Abb. 2) wird deutlich, daß nicht nur die exakt ausgearbeiteten Ränder der Sichelform verletzt wurden, sondern daß auch die polierte Oberfläche der Gußplatte bei der Anlegung des Gußkanals (2) ausgesplittert ist. Zudem liegt die Rinne des Eingusses (2) ein gutes Stück höher als die Rinne der Rückenverstärkung der Sichel, ganz im Gegensatz wieder zum Gußkanal (1), der ohne jeden Absatz in die eigentliche Gußform hineinführt. Dazu kommt ein Weiteres. Die Sichelform weist eine Reihe gut ausgearbeiteter — im übrigen recht seltener — sogenannter Windpfeifen auf, die in Form von feinen Kanälen den beim Einguß entstehenden Gasen sowie der eingeschlossenen Luft einen Ausweg verschaffen sollen. Solche Windpfeifen — im ganzen vier — finden sich an der Spitze und am unteren Rückenteil der Sichelform. Der Eingußkanal (2) zerstört nun zwei dieser Windpfeifen, von denen die eine allerdings keine Verbindung mit der Sichelform besitzt, infolgedessen auch nur mittelbar als

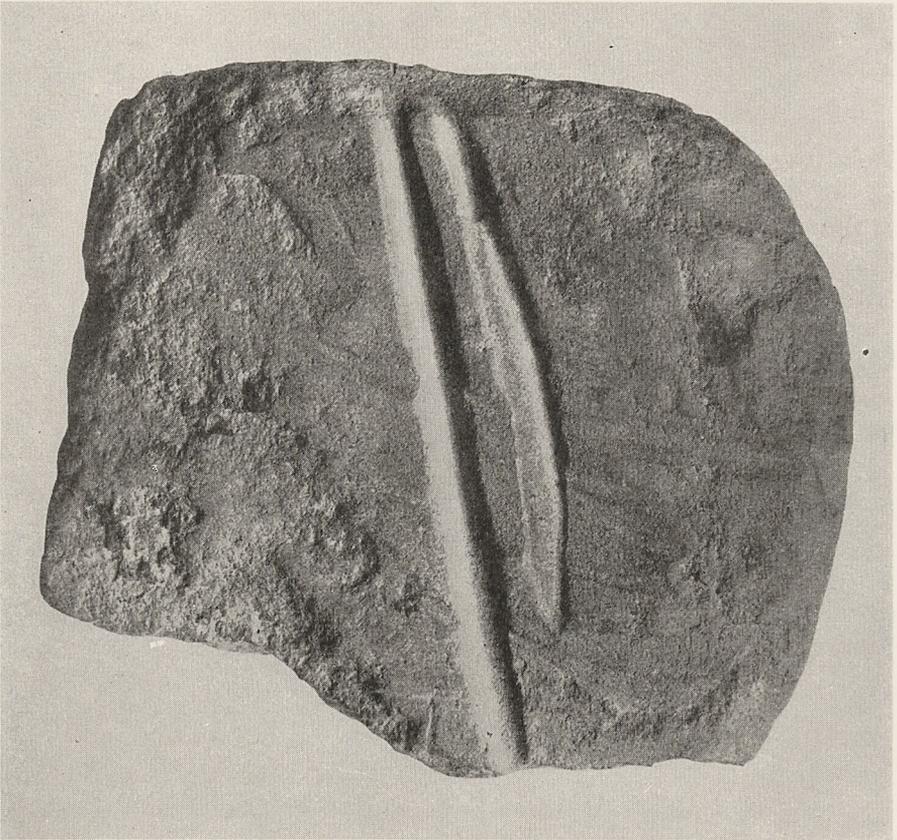


Abb. 3. Urnenfelderzeitliche Gußform (Rückseite). 1:2.

Windpfeife angesprochen werden darf. Auch diese Beobachtung spricht eindeutig für eine jüngere Entstehungszeit des Eingußkanals (2).

Was zur Anbringung von zwei Eingußkanälen in eine an und für sich so unkomplizierte Form wie eine Sichel geführt hat, ist schwer zu sagen. Es bestünde beispielsweise die Möglichkeit, daß aus uns unbekanntem Gründen die Anbringung eines zweiten Eingußkanals notwendig wurde, eine Beobachtung, die gelegentlich bei Gußformen zu machen ist. Dem widerspricht allerdings, daß der zweite Einguß anscheinend nie benutzt worden ist, von seiner ungewöhnlichen Form mit den Gußrinnen und den auf Achse stehenden Einbohrungen gar nicht zu reden. Ob etwa auch der Gedanke an einen Guß von Knopf- und Lochsicheln aus ein und derselben Form eine Rolle gespielt hat, hängt letzten Endes davon ab, ob ein solcher Gußvorgang technisch durchführbar ist. Theoretisch scheint es wohl möglich, durch nachträgliches Abschleifen des Knopfes und Anbringen eines Loches eine Lochsichel zu erhalten. Der Gewinn eines solchen Vorgangs wäre die Einsparung einer besonderen Form. Da Bedenken hinsichtlich der Chronologie sowie der Verbreitung von Knopf- und Lochsicheln nicht bestehen, ist diese Möglichkeit durchaus in Erwägung zu ziehen.

Der freie Raum unter dem Innenbogen der Sichel ist gleichfalls zur Anbringung einer Gußform verwandt worden, deren Deutung jedoch insofern gewisse Schwierigkeiten bereitet, als die Form niemals fertig ausgearbeitet worden ist. Der erste Eindruck ist der einer ovalen Radnadel mit Ringöse, eine Lösung jedoch, die bei dem völligen Fehlen dieses Typs nicht aufrecht erhalten werden kann. Weiter kommt man indes,

wenn man den vermeintlichen Nadelschaft als Teil eines unfertigen Eingußkanals ansieht. Das durchbrochen gearbeitete Oval mit dem angesetzten Ring entspricht dann bis in Einzelheiten den Griffen frühurnenfelderzeitlicher Rasiermesser, die gelegentlich genau dieselbe gitterartige Innenverstrebung aufweisen⁷. Als willkommene Ergänzung ist die nur schwach angedeutete ovale Einarbeitung anzusehen, die unmittelbar an den Griff ansetzt und die durch den Eingußkanal in zwei Hälften geteilt wird (Abb. 1 und 2). Es kann sich hierbei nur um das gleichfalls unfertige Blatt des Rasiermessers handeln, das zunächst in Gestalt einer ovalen Scheibe gegossen wurde und dann in einem zweiten Arbeitsgang durch Schmieden seine endgültige Form erhielt. Nun erklärt sich auch der ungewöhnlich lange Eingußkanal, dessen trompetenförmige Mündung bei der Beschädigung der Gußplatte an ihrem unteren Rand zerstört worden zu sein scheint. Ein Teil des Kanals diente gleichzeitig als Verstärkungsrippe des Blattes, das auf diese Weise zuverlässig mit dem Griff verbunden wurde. Solche bei der Dünne des Blattes unbedingt notwendige Verstärkungen lassen sich bei einem Großteil urnenfelderzeitlicher Rasiermesser in Gestalt sorgfältig ausgeschmiedeter Mittelgrate beobachten. Die schwache Andeutung des Blattes gibt uns auch die Möglichkeit, den beabsichtigten Typus unseres Rasiermessers zu bestimmen. Es handelt sich offensichtlich um eine Form mit ovalem Blatt, wie sie beispielsweise in dem reich mit Urnenfelderbronzen ausgestatteten Grab von Erbenheim⁸ auftritt. Das Erbenheimer Rasiermesser steckt wahrscheinlich in einer Bronzescheide, so daß nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist, ob das eigentliche Blatt nicht noch einen halbmondförmigen Ausschnitt besessen hat, wie er gelegentlich bei Messern mit ovalem Blatt zu beobachten ist⁹. Das Preister Rasiermesser sollte allem Anschein nach ein vollvalles Blatt erhalten, mithin ein Typus, der unter den an Varianten nicht gerade armen Rasiermessern der Urnenfelderzeit immerhin zu den selteneren gehört. Vergleichsstücke zu der Gußform als solcher sind nur schwer beizubringen. Anzuführen ist lediglich das Bruchstück einer Rasiermessergußform aus gebranntem Ton von einer Siedlung bei Dolány, Kom. Nógrád, Ungarn, das J. Hampel veröffentlicht hat¹⁰. Im ganzen gesehen ist der Typus unverkennbar derselbe, wengleich auch das Griffgitter bei dem Preister Stück abweicht. Bemerkenswert ist auch der Eingußkanal, der bei dem ungarischen Exemplar auf den Abschlußring des Griffes zuläuft, also genau am entgegengesetzten Ende wie der Einguß der Preister Form angebracht ist. Bei dem geringfügigen Vergleichsmaterial läßt sich natürlich nicht entscheiden, ob diese Abweichung, ähnlich wie bei der Sichel, technisch bedingt ist, oder aber ob der Gußkanal je nach Maßgabe der Platzverhältnisse angelegt wurde.

Ungeklärt bleibt ein weiterer Eingußkanal, der sich an der rechten Seitenkante der Diabasplatte befindet. Läßt man die beiden Zapflöcher, die wohl nachträglich in den Gußkanal gebohrt sind, außer Betracht, so findet der Kanal seine Fortsetzung in einer kleinen Rinne, die kurz vor der Rasiermesserform an der Oberfläche der Steinplatte ausläuft. Allem Anschein nach handelt es sich hier um einen projektierten Eingußkanal für die Rasiermesserform, der aus unbekanntem, vielleicht technischen Gründen aufgegeben und — einmal unbrauchbar geworden — durch die beiden Zapflöcher zerstört wurde.

⁷ Z. B. Neckarmühlbach (E. Wagner, Fundstätten u. Funde i. Baden 2, 392, Abb. 308, b); aus Gräbern um Innsbruck (Ebert, RL. V Taf. 129, k).

⁸ Erbenheim (NassAnn. 48, 1927, 39 Abb. 1, 2).

⁹ Z. B. Jagstfeld (FBer. Schwab. 1912, 16 Abb. 8); Barbelroth (F. Sprater, Urgeschichte der Pfalz [1915] 61 Abb. 63); Gernsheim (F. Behn, Urgeschichte Starkenburgs 26).

¹⁰ J. Hampel, Altertümer Taf. 4, 1; eine offenbar ganz erhaltene Gußform für ein Rasiermesser mit tief ausgeschnittem Blatt von Erfurt, Roter Berg, beschreibt auch J. Lehmann in Mannus 20, 1928, 70.

Damit sind die Gußformen der Oberseite beschrieben. Wesentlich einfacher sind die beiden Formen der Unterseite gebildet (Abb. 3). Zunächst diejenige für ein 13,5 cm langes Messer mit gewölbtem, deutlich verdicktem Rücken und annähernd gerader Schneide. Die Spitze ist schwach aufgebogen. Der Griffdorn erscheint im Ausguß als kräftige, das Messer überragende, im Querschnitt etwa dreieckige Verdickung, die ohne Zweifel erst im Schmiedeverfahren ihre endgültige Gestalt erhielt. Aus diesem Grunde läßt sich auch nicht sagen, für welchen Messertyp die Gußform gedacht war. Technisch scheint es durchaus denkbar, durch entsprechende Nacharbeitung sowohl einen einfachen bzw. kantigen, wie auch einen durchbohrten Griffdorn zu erhalten. Durch gehöriges Ausschmieden dürfte selbst ein um einen Niet geschlagener Dorn im Bereich des Möglichen liegen. Aus der Gestalt des Messers allein können Rückschlüsse auf die Form des Griffdornes nicht gezogen werden, immerhin möchte man am ehesten an einen durchbohrten Dorn denken, da diese Griffbildung häufig an relativ kurzen Messern erscheint, während die anderen Dornformen im allgemeinen mehr gelängten Typen angehören.

Parallel zu dem Messer ist die Form für einen 18 cm langen dreieckigen Barren angebracht, der wahrscheinlich dem Zusammenguß der bei anderen Formen abfallenden Bronzereste diente.

Soweit die in die Diabasplatte eingeschnittenen Formen. Als nächstes hat uns der Gußvorgang selbst zu beschäftigen. Schon auf den ersten Blick wird deutlich, daß bei den Formen der Ober- und Unterseite verschiedene Gußverfahren angewandt worden sein müssen. So haben die Formen der Oberseite beispielsweise Eingußkanäle und Windpfeifen, während die Formen der Unterseite keinerlei Vorrichtungen dieser Art aufweisen. Ferner ist die Oberseite mit großer Sorgfalt überschiffen, während die Unterseite nur grob überarbeitet ist. Diese Unterschiede liegen in der verschiedenen Technik begründet¹¹. Die Ausgüsse der Unterseite wurden nach dem einfachsten Verfahren, das die Gießerei kennt, hergestellt. Es ist der sogenannte offene Herdguß, bei dem das flüssige Metall in die offen daliegende Form des zu gießenden Gegenstandes eingegossen wird. Dieses Verfahren hat den Nachteil, daß die eine Seite des Ausgusses stets uneben und rauh bleibt und infolgedessen nachgearbeitet werden muß. Im allgemeinen wurden deshalb für den offenen Herdguß einfache Formen mit glatten, nicht profilierten Seitenflächen verwandt wie Flachbeile, oder wie in unserem Fall Barren. Etwas befremdlich wirkt aus diesem Grunde das Griffdornmesser, dessen eine Seite durch sorgfältiges Nachschmieden dem Profil der Formseite angepaßt werden mußte¹². Es bedarf keiner Begründung, daß beim offenen Herdguß die Oberfläche der betreffenden Formplatte, gleichgültig aus welchem Material sie bestand, keiner besonderen Zurichtung bedurfte.

Anders liegen die Dinge beim verdeckten Herdguß, einem Verfahren, nach dem die Formen der Oberseite der Preister Gußplatte hergestellt wurden. Diese Gußart stellt einen Übergang zu dem sehr viel komplizierteren Schalenguß dar, insofern die Gußform aus zwei Teilen besteht, von denen aber — im Gegensatz zum echten Schalenguß — der eine Teil nur aus einer flachen Deckplatte besteht, die auf die eigentliche Formplatte zu liegen kommt. Hierdurch wird erreicht, daß die beim offenen Herdguß rauh und uneben erscheinende Oberfläche des Ausgusses beim verdeckten Herdguß völlig glatt bleibt¹³. Dies bedeutet einen wesentlichen Vorteil vor allem bei solchen Formen, die wie beispielsweise die Sichel nur auf einer Seite profiliert waren. Hier

¹¹ Vgl. hierzu auch die Ausführungen von A. Götze in Ebert, RL. II unter „Bronzeguß“.

¹² Für Messer ist im allgemeinen der Schalenguß üblich, z. B. Meckenheim (F. Sprater, Urgesch. d. Pfalz [1915] 35 Abb. 29).

¹³ Z. B. Wald-Sieversdorf (Ebert, RL. II Taf. 74, c).

fiel das zeitraubende und dem Ausguß keineswegs immer förderliche Nachschmieden größtenteils weg. Je fester nun die beiden Platten aneinanderschlossen, desto geringer wurden die unvermeidbaren Gußnähte. Es lag darum nahe, die beiden Platten möglichst glatt zu polieren, um die Stoßfuge auf ein Minimum herabzusetzen. Um außerdem ein gegenseitiges Verrutschen zu verhindern, wurden beide Platten noch durch Zapfen miteinander verbunden. So erklären sich die beiden Zapflöcher der Preister Gußplatte, in welche die Zapfen der — verlorenen — Deckplatte eingriffen. Es ist ferner anzunehmen, daß die beiden Platten neben diesen Sicherungen noch kräftig umschnürt wurden, um jedes Lösen vor dem restlosen Erkalten der Ausgüsse zu verhindern.

Unumgänglich beim verdeckten Herdgußverfahren sind ferner die Eingußkanäle, durch die das flüssige Metall in die Form gegossen wurde und die nach dem Erkalten als Gußzapfen dem fertigen Ausguß anhafteten (Abb. 2). Die Abfeilspuren solcher Gußzapfen lassen sich gerade bei Sicheln noch in großer Zahl nachweisen. War das Material der Formplatte sehr dicht, so mußten außerdem die schon erwähnten Windpfeifen angebracht werden, durch welche die zwischen den beiden Platten befindliche Luft, sowie die beim Einguß des flüssigen Metalls entstehenden Gase entweichen konnten. So finden sich bei der Sichelform entsprechend der sehr dichten Beschaffenheit des Diabases gleich drei Windpfeifen, die, da der Einguß am Griffende erfolgte, naturgemäß in der Gegend der Sichelspitze liegen mußten. Was das Rasiermesser betrifft, so ist es ein weiterer Beweis für seine Unfertigkeit, daß bei dieser Form Windpfeifen fehlen.

Trotz dem unleugbaren Vorteil, den der verdeckte Herdguß gegenüber dem offenen besitzt, ist auch bei diesem Gußverfahren noch eine Menge an Handarbeit nötig, um die Ausgüsse in einen gebrauchsfertigen Zustand zu versetzen. Zu dem Abschleifen der Gußzapfen und der Gußnähte kommt noch das Schärfen der Schneideteile, bei dem Rasiermesser sogar noch das eigentliche Zurechtschmieden von Griff und Blatt hinzu. Wir lernen daraus, daß aus Gußformen dieser Art keineswegs sofort gebrauchsfertige Geräte gewonnen werden konnten, sondern daß auch nach dem eigentlichen Guß noch eine Menge Arbeit nötig war, die Erfahrung und technisches Geschick zur Voraussetzung hatte.

Die zeitliche Einordnung der Preister Gußform unterliegt keinem Zweifel. Bei allen Gerätformen werden wir in die ältere Urnenfelderzeit (HzA) gewiesen. Neben der Knopfsichel, deren Entstehung man nach den sorgfältigen Untersuchungen H. Schmidts¹⁴ wohl in Westeuropa suchen darf und die in diesem Zusammenhang durchaus in den angegebenen zeitlichen Rahmen paßt, sind es vor allem die Formen des Rasiermessers und des Griffdornmessers, die sich auf Grund zahlreicher Grabfunde zeitlich sehr exakt bestimmen lassen. Wichtig ist die Feststellung, daß wir beide Formen nur in dieser Zeitstufe antreffen. Während das Griffdornmesser in der jüngeren Urnenfelderzeit (HzB) charakteristischen Umwandlungen unterworfen ist, scheinen Rasiermesser der Preister Art diese Stufe überhaupt nicht mehr erlebt zu haben. Anders steht es mit dem Barren, der sich in derselben dreieckigen Ausprägung gelegentlich in jungurnenfelderzeitlichen Hortfunden des Rheinstromgebietes findet¹⁵. Sein Auftreten in zeitlich etwas älteren Fundkomplexen überrascht bei einer so wenig ausgeprägten Form nicht weiter.

Die Gußform von Preist bereichert in willkommener Weise das Bild, das man sich auf Grund der bisherigen Funde von der Inbesitznahme des Trierer Landes durch die Urnenfelderleute gemacht hat. Ausgehend von ihren festen Stellungen im Stromgebiet des Rheines wird das unwirtliche und einer geregelten Ackerwirtschaft nur

¹⁴ Zs. f. Ethnol. 36, 1904, 416ff.

¹⁵ Z. B. Unadingen (E. Wagner, Fundstätten u. Funde i. Baden I, 101).

schwer erschließbare Rheinische Gebirge von Norden und Süden umklammert, um unter Ausnutzung der fruchtbaren Kalkmulden der Eifel und des gleichfalls ertragreichen Saargebiets die wie ein Keil zwischen Hunsrück und Eifel vorgeschobene Luxemburger Kalkmulde zu erreichen. Ob auch eine direkte Verbindung über die Wittlicher Senke und das Maifeld hinüber zum Neuwieder Becken bestanden hat, werden spätere Forschungen erweisen. Immer dichter wird in dem deutschen Teil dieses Gebiets, der Bitburger Kalkhochfläche, der Niederschlag an Funden aus der Urnenfelderzeit. Zu den älteren Grabungen des Landesmuseums in den Hügeln von Wintersdorf a. d. Sauer¹⁶, die neben Späterem eine Reihe von Gräbern der älteren Urnenfelder geliefert haben, treten die jüngsten, noch unveröffentlichten Untersuchungen eines nur wenig nördlich gelegenen Hügelgräberfeldes bei Niederweis, das mannslange Steinkisten mit Leichenbrand, Beigefäßen und Bronzen derselben Kulturgruppe ergeben hat. Neben die Gräberfunde tritt nun die Preister Gußform, die wohl am ehesten als Hinweis auf eine Siedlung zu werten ist. Die Hoffnung, diese in nicht allzuferner Zukunft aufzufinden, ist um so mehr berechtigt, als gerade die Umgebung von Preist in vorgeschichtlicher Hinsicht nicht uninteressant ist. Bekannt ist vor allem ein südwestlich Preist gelegener stattlicher Ringabschnittswall¹⁷, der sicher vorgeschichtlicher Entstehung ist, wenngleich seine nähere zeitliche Einordnung auch noch nicht möglich erscheint. Seiner Lage nach gehört er in die Reihe der Befestigungen zu beiden Seiten der Kyll. Ferner liegt in dem nördlich der Fundstelle befindlichen Walddistrikt „Friedbüsch“ eine größere Gruppe von Grabhügeln, die teilweise durchaus in denselben zeitlichen Zusammenhang wie die Preister Gußform gehören mögen.

Wolfgang Kimmig.

Sigillata-Bilderschüsseln mit Töpferstempeln aus dem Rheinland.

Römische Sigillata-Bilderschüsseln sind im allgemeinen deshalb in Fundzusammenhängen sehr willkommen, weil ihre Herstellungszeit meistens bis auf wenige Jahrzehnte oder sogar auf nur eines festgelegt werden kann. Die wissenschaftliche Erforschung dieser Keramikgruppe ist jedoch durchaus noch nicht so weit fortgeschritten, als es mit Hilfe der uns zur Verfügung stehenden methodischen Kenntnisse möglich wäre. Aber gerade in letzter Zeit sind hier bedeutende Fortschritte gemacht worden. Es sei nur an H. Ricken, Die Bilderschüsseln der Kastelle Saalburg und Zugmantel (Saalburg Jb. 8, 1934, 130 ff.), F. Oswald, Index of figure types on terra sigillata (Suppl. Annals of Arch. and Anthrop. 1936/37) und an den Aufsatz von A. Oxé, La Graufesenque (BJb. 140/141, 1936, 325 ff.) erinnert. Außer der Sammlung und Ordnung der schon veröffentlichten Sigillaten ist es dringend notwendig, daß die unpublizierten Sigillatabestände unserer Museen bekanntgemacht werden. Einen wesentlichen Teil dieser Arbeit wird die Trierer Forschung dabei zu leisten haben, da das Trierer Landesmuseum die reichste Sammlung der örtlichen Sigillatatöpferei, darüber hinaus große Sigillatabestände von verschiedenen Grabungsplätzen aufbewahrt. Sigillata-Bilderschüsseln sind aus Formschüsseln geformt. Die Darstellungen wurden mit Positivstempeln (Tonpunzen) in die Formschüssel gepreßt. Es genügt für uns also, alle verwendeten Positivstempel einer Töpferwerkstatt zu kennen, um deren Fabrikate auch dann erkennen zu können, wenn der Töpfer seinen Namen nicht mit Namenstempel oder in Handschrift auf dem Gefäß angegeben hat oder, wenn die Signatur des Töpfers verlorengegangen ist. Es soll dabei unentschieden bleiben, inwieweit ein Namenstempel nur vom Inhaber einer Töpferwerkstätte, nicht etwa auch von einem Gehilfen oder einem Nachfolger verwendet werden konnte. Deshalb

¹⁶ Vgl. W. Dehn in TrZs. 11, 1936, 1 ff.

¹⁷ J. Steinhausen, Ortskunde I, Trier-Mettendorf 258.